

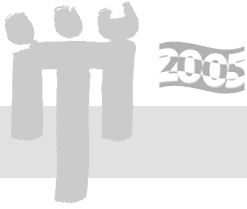
Aufbruch in eine neue Zeit

Vorarlberger Almanach zum Jubiläumsjahr 2005

herausgegeben von
Ulrich Nachbaur und Alois Niederstätter

im Auftrag der Vorarlberger Landesregierung

Bregenz 2006



Vom Wandern und Ankommen

Werner Bundschuh

Vor sechs Jahren haben Rudolf Giesinger und Harald Walser das Heimatbuch Altach der Öffentlichkeit präsentiert. Bei der Konzeption dieses Bandes erfolgte ein Paradigmenwechsel in der Geschichte der Vorarlberger Heimatbücher, die bis zu diesem Zeitpunkt in der Regel nicht ganz frei waren von „Alemannentümelei“. Altach entschied sich, im Heimatbuch jene zu Wort kommen zu lassen, die die jüngste Geschichte der Gemeinde ganz entscheidend mitgeprägt haben: die Zuwanderer und Zuwanderinnen.

Die Migrationsgeschichtsforschung in diesem Land steckt noch weitgehend in den Kinderschuhen. Die neueren historischen Analysen der Zuwanderung nach Vorarlberg wählten, soweit sie nicht der Grabherr-Veiterschen Tradition des „Alemannorassismus“ verpflichtet waren, im Wesentlichen einen sozio-strukturellen oder einen sozio-kulturellen Zugang: Das Gemeinsame aller dieser Arbeiten – erwähnt sei Erika Thurners Studie „Der goldene Westen“ – ist, dass sie die individuellen Lebensgeschichten der migrierenden Frauen und Männer, also die subjektive Dimension ihrer Wanderungserfahrung, fast völlig ausblenden.

Beim Altacher Heimatbuch habe ich einen neuen, bislang in der Vorarlberger Geschichtsschreibung noch nicht beschrittenen Weg eingeschlagen. In habe einen biographischen Zugang gewählt und erzähle die Lebensgeschichten aus der Innenperspektive der Zuwanderer (ohne die sozio-strukturellen Aspekte zu vernachlässigen). Damit erhält die Zuwanderung ein Gesicht – nämlich das der Menschen, die diese Zuwanderung wagen, erleiden, ihre Unwägbarkeiten durchleben (müssen) und erfolgreich – mit dem „Ankommen“ in Vorarlberg – für sich oder zumindest für ihre Kinder abschließen. Dadurch entsteht eine „Innensicht“ der Arbeitsmigration, wie es auch (zum ersten Mal in Vorarlberg und mit anderen Mitteln) die Ausstellung „Lange Zeit in Österreich – 40 Jahre Arbeitsmigration aus der Türkei“ im Jüdischen Museum in Hohenems kürzlich getan hat. Aus diesem Anlass ist auch das Buch „Vom Wandern und vom Ankommen“ erschienen.

Nach Altach hat Tosters (im Jahre 2002), dann im letzten Jahr Mäder diesen biographischen Migrantenansatz fortgeführt: Alle drei Gemeinden haben dabei eine Erfahrung gemacht: Diese Lebensgeschichten sind auf ein besonderes Interesse gestoßen und haben sehr anregende Diskussionen hervorgerufen.

Dass die Oral history-Arbeit besonderen Schwierigkeiten unterliegt – über die methodischen Probleme müsste eigens referiert werden – ist die eine Seite. Die andere Seite sind die Ängste – z.B. vor den Nachbarn/dem Gemeindeumfeld –, die immer wieder zu überwinden waren. Einen Fall werde ich exemplarisch ausführen.

Der Beitrag im Altach-Buch trägt den Titel: „Fremd fühlte man sich schon...“

Tosters: „Zunächst hat man uns angeschaut, als wären wir bunte Hunde...“

Mäder: „Dass ich in Mäder landen werde...“

Die Titel repräsentieren Kernerfahrungen der diversen Zuwanderer/innen. Und die ausgewählten Biographien geben das Spektrum der Vorarlberger Zuwanderergeschichte wieder. Ich darf einige anführen:

Altach:

Otilie Tötsch stammt aus dem Südtirol – Hintergrund ist also die Option während der Mussolini-Ära.

Anton und Cäcilia Podgornik sind slowenischen Ursprungs, sie wollten nicht unter den Kommunisten leben.

Rudolf Czizegg wird unter dem Titel „Auch als Steirer war man ein Fremder“ vorgestellt.

Richard Pleschberger aus Kärnten heiratete eine Altacherin, „das erleichterte das Heimischwerden schon“.

Iwan und Anna Baricevics Leben wurden durch den Balkankrieg tief greifend verändert.

Und Hümmet Gürleyen aus Sinope (Türkei), der 1971 nach Altach kam, hatte sich sein Leben zunächst anders vorgestellt: „Die Fabrikarbeit entspricht nicht meiner Schulbildung“ ist das Leitmotiv seiner Lebensgeschichte.

Und wer denkt bei Zuwanderung schon an die Lawinopfer im Großen Walsertal von 1954? „Durch die Lawinen haben wir alles verloren“ – so Mathilde Müller. Es wird Jahrzehnte dauern, bis sie sich – die Fremde – in Altach heimisch fühlen wird.

Einige grundsätzliche Bemerkungen zur Zuwanderungsgeschichte in Vorarlberg:

Vorarlberg zählt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zu den bedeutendsten Industrieregionen Österreichs. Parallel dazu entwickelte es sich zum klassischen Arbeitszuwanderungsland.

Es lassen sich (mindestens) sieben große Zuwanderungswellen feststellen:

- Italienisch sprechende Tiroler/innen aus dem Trentino (nach 1870 bis 1914) für den Einsatz in der Textilindustrie, im Baugewerbe und bei Verkehrsbauten wie der Arlbergbahn. Also die Trentiner/innen. Diese Zuwanderungswelle ist durch den Forschungsband Burmeister/Rollinger (Hg) mittlerweile bestens erforscht.
- Dann deutschsprachige Zuwanderer aus den Kronländern der (ehemaligen) Habsburger Monarchie in den beiden Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende von 1900.
- Südtiroler und Südtirolerinnen nach dem Hitler-Mussolini-Abkommen 1939.
- Fremd- und Zwangsarbeiter während der nationalsozialistischen Herrschaft (besonders Polen, Franzosen, Jugoslawen und Ukrainerinnen).
- „Reichsdeutsche“ und Heimatvertriebene („Volksdeutsche“ / „Sudetendeutsche“).
- Nach dem Zweiten Weltkrieg „InnerösterreicherInnen“ aus der Steiermark, aus Kärnten und den anderen Bundesländern, vor allem aus Tirol.
- schließlich ab den Sechzigerjahren die „GastarbeiterInnen“ aus Ex-Jugoslawien und der Türkei.

Dazu diverse kleinere Wellen wie etwa nach dem Ungarnaufstand 1956 – erforscht von Kollege Wolfgang Weber.

Alle Neuankömmlinge hatten als „Landfremde“ zunächst mit vorherrschenden ideologischen Grundmuster zu kämpfen: Seit dem 19. Jahrhundert setzte sich in Vorarlberg bei den herrschenden konservativen Eliten die Vorstellung vom eigenständigen, katholischen und „alemannischen Ländle“ durch. Die Ideologen dieses „Alemannen-Mythos“ schürten gezielt die Angst vor der „Überfremdung“ und setzten ihn zur politischen Machterhaltung ein.

Die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik veränderte dann die heimische Wirtschafts- und Sozialstruktur nachhaltig. Die Umstellung der Textilbetriebe auf kriegsbedingte Rüstungsproduktion führte zu einer Diversifikation der Industrieproduktion, eisen- und metallverarbeitende Betriebe siedelten sich an und wurden zu einem wichtigen Faktor in der heimischen Wirtschaft. Vorarlberg war für die Nachkriegszeit gut gerüstet. Und nach der Überwindung der unmittelbaren Nachkriegszeit benötigte die heimische Industrie vermehrt Arbeitskräfte. Diese Arbeitsmigranten/innen kamen diesmal aus „Innerösterreich“, aus Kärnten, aus der Steiermark, aus dem Burgenland, aus Oberösterreich oder aus Osttirol. Wegen der besseren Verdienst- und Beschäftigungsmöglichkeiten wanderten Tausende Menschen nach Vorarlberg zu. Sie fanden – im vermeintlich „goldenen“ Westen – vorwiegend im Baugewerbe, in der Textilindustrie und im Gastgewerbe Arbeit.

Die innerösterreichische Arbeitsmarktbinnenwanderung genügte in den Sechzigerjahren nicht mehr: Arbeitskräfte fehlten zunächst vor allem in der Baubranche, denn für gewisse manuelle Hilfsarbeiten ließen sich immer schwerer einheimische Arbeitskräfte finden. Deshalb wurden zusehends ausländische Arbeitnehmer angeworben. Die Sozialpartner einigten sich schließlich auf so genannte „Kontingentierungsvereinbarungen“ für „Fremdarbeiter“. Zunächst dominierten die Arbeitnehmer aus dem ehemaligen Jugoslawien, dann jene aus der Türkei. Doch nicht nur die zuwandernden jugoslawischen und türkischen Arbeitskräfte wurden mit starken Vorurteilsmustern konfrontiert. Viele Einheimische sahen ihre eigene Lebensart durch „die Fremden“ bedroht.

Im Gegensatz zu diesen mittlerweile recht gut erforschten Zuwanderungswellen behandelte die Regionalgeschichtsschreibung den Zuzug der „Reichsdeutschen“, „Volksdeutschen“, Sudetendeutschen und Heimatvertriebenen bisher stiefmütterlich. Im Tosters-Buch kommen sie zu Wort: Christa Markowski, Olly Nietschmann und Johanna Burtscher. Oder der „Alemanne des Balkans“ – Gantscho Dimitrov. Ehrlich: Wer weiß schon etwas über die bulgarischen Gärtner in Vorarlberg?



„Du nix alles schreiben, sonst ich tot“ – hat mir Salco Zucic aus Bosnien mit auf den Weg gegeben. Und manches blieb tatsächlich letztlich unveröffentlicht. So z.B. die Biographie von N.N. aus Mäder:

Es ist eine Biographie aus einer Zuwanderer-Gruppe, die in der Vorarlberger Geschichtsschreibung bis heute nicht adäquat beachtet wurde: die Menschen aus dem „Sudetentland“, aus Böhmen und Mähren. Der Erzähler hat die Abdruck-Genehmigung letztlich verweigert, weil ihn das Erzählen, die Erinnerung aufgewühlt, so aufgeregt hat, dass sein Gesundheitszustand darunter gelitten hat. Er will – so sagt er – nur noch seine Ruhe im Dorf haben.

N.N. (Jahrgang 1932) wurde in Reichenberg/Liberec im „Sudetengau“ (einst Tschechoslowakei) geboren. Nach einer wahren Odyssee, hervorgerufen durch die Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung im Zuge der Benes-Dekrete, landete er als dreizehnjähriger Knabe am 1. September 1945 als „Heimatvertriebener“ mit seiner Mutter in Vorarlberg. Bis zum heutigen Tag beschäftigen ihn seine traumatischen Kindheits- und Jugenderlebnisse so, dass er sie nur mit großer Mühe erzählen kann. Die Reaktionen am Stammtisch auf seine Lebensgeschichte haben tiefe Spuren hinterlassen: „Dr. N.“, wie er von seinen Mitdiskutanten scherzhaft genannt wurde, artikuliert dort eine klare ablehnende Position zum Krieg und zum Verhalten der deutschen Wehrmacht. Und damit befand er sich in der Minderheit. „Wenn dieser Artikel erscheint, werden die Unbelehrbaren wieder das Maul über mich zerreißen, wie sie es immer getan haben. Diese Ewiggestrigen, die ein Leben lang von ihrer tollen Soldatenzeit geschwärmt haben. Ich habe so Schreckliches gesehen und erfahren, dass ich das nie verstehen konnte, wie man dieses Grauen im Nachhinein noch zu verherrlichen versucht hat. Aber zweifelsohne hatten diese undifferenzierten Verteidiger der Hitlerarmee die Oberhoheit beim Frühschoppen, sie waren in der Überzahl. Aber wer in der Überzahl ist, muss noch nicht Recht haben!“

N.N. wurde als uneheliches Kind geboren. Mutter G. (Jahrgang 1913), eine „Kaisermöhlerin“ aus Wien, hatte in Reichenberg im Sudetenland als Dienstmagd bei einer jüdischen Familie eine Stellung erhalten. „Hüte dich vor Weihrauch und Knoblauch!“, habe sie ihm als Lebensmaxime mit auf den Weg gegeben. „Denn sie hat es bei ihren Herrschaften nicht immer gut getroffen.“ Von seinem Vater, der eine Konditorei in Reichenberg besaß, weiß er wenig zu erzählen, ebenso von seinem kurzfristigen Stiefvater, den die Mutter 1938 in Wien kennen gelernt hatte und der bereits am 4. Kriegstag – im September 1939 – gefallen ist.

Die Kindheits- und Jugendjahre sind vom Pendeln zwischen der Tschechoslowakei und Wien gekennzeichnet. Eingeschult wurde K.P. in Wien, doch dann ist seine Mutter nach Friedek-Mistek in Mähren gezogen. „Nachdem sie noch im Jahre 1939 zur Arbeitsleistung in einer Munitionsfabrik dienstverpflichtet wurde, begann meine Zeit in Jugendheimen. Ich konnte ja nicht bei ihr bleiben, deshalb war sie gezwungen, mich irgendwo unterzubringen.“

Diese Zeit hat beim Erzähler Spuren hinterlassen. Er hat sichtlich Mühe, seine Erregung zu unterdrücken. Die Erinnerung an die brachialen Erziehungsmethoden ist auch nach mehr als sechs Jahrzehnten schmerzhaft: „Da herrschte eine eiserne Disziplin. Wer sich bei der Essenausgabe nicht an das Stillegebot gehalten hat, bekam zehn Schläge mit dem Rohrstock. Überhaupt wurde bei jedem noch so kleinen Verstoß gegen die rigide Hausordnung geschlagen. Oft und heftig. Das Heim war streng, sehr, sehr streng. Und ganz klar ideologisch ausgerichtet. Der Heimleiter war ein Nazi, der uns Kinder paramilitärisch erzogen hat. Da hat es Fahnenappelle gegeben, und im Heim hat es aus Rassegründen keine Tschechen gegeben.“

Der ausgezeichnete Volksschüler bestand die Aufnahmeprüfung für das Reichsoberrealgymnasium in Reichenberg, das er vom Herbst 1942 bis Herbst 1944 besuchte. Dann musste wegen Kohlemangels das Unterrichten eingestellt werden. Zu dieser Zeit quoll die Stadt bereits von Flüchtlingen aus Ostpreußen über.

Einigermaßen hungerfrei überleben konnte man nur, wenn es gelang, ein Zubrot zu organisieren. „Meine Mutter war diesbezüglich eine Koriphäe. Sie war ein Wunder im Organisieren. Über den Jeschken, unseren Hausberg, ist sie ins Tschechische hinübergewandert und zu Weihnachten 1944/45 hat sie von dort einen Hasen mitgebracht. Die SA-Stiefel von ihrem ersten Mann, Stragga, hat sie in Korn umgetauscht. Wir haben es in der Kaffeemaschine gemahlen und dann daraus Brot gebacken. Einen großen Vorteil hatte meine Mutter beim Tauschen: Sie konnte Tschechisch.“

Auf die Frage, wie er das Verhältnis von deutsch- und tschechischsprachiger Bevölkerung in Erinnerung habe, antwortet K.P. sehr klar: „In meiner Kindheitserinnerung bestand zunächst eine gewisse Koexistenz zwischen den Deutschen und den Tschechen. Das hat sich nach Lidice jedoch stark geändert. Das im Protektorat Böhmen und Mähren gelegene Dorf wurde nach dem Attentat auf den Reichsprotektor SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich 1942 völlig ausgelöscht. Alle Männer wurden ermordet, die Frauen ins KZ gesteckt. Damit war die Beziehung zwischen den Deutschen und den Tschechen völlig vergiftet.“

In diese Zeit fällt der Besuch der gymnasialen Unterstufe von K.P. und ein Lehrer hat sich tief in sein Gedächtnis eingegraben: Professor Klein.

„Lehrerpersönlichkeiten können einen für das ganze Leben prägen. Bei mir war es jedenfalls so. Ich erinnere mich sehr genau an Professor Klein. Er war nach den Nürnberger Rassegesetzen ein Halbjude und trug einen Kaftan. Aber ohne die Halbjuden im Lehrkörper hätte die Schule nicht funktioniert. Was dann mit diesen Lehrern passiert ist, weiß ich nicht, ihr Schicksal ist mir unbekannt.“

K.P. erzählt von Professor Klein drei zentrale Erlebnisse. „Als Schüler macht man manche Dummheit. Eine Mutprobe bestand darin, den Stuhl von Professor Klein, der uns in Deutsch und Geschichte unterrichtet hat, mit Gummi Arabicum zu beschmieren. Er hat sich niedergesetzt und dabei seinen Rock

ruiniert. Die Folgen waren für mich fürchterlich. Ich musste bei der Schadenswiedergutmachung mitzahlen, und im Heim habe ich für diesen Streich, bei dem ich beteiligt war, zehn bis zwanzig Schläge auf den nackten Hintern erhalten. In dieser Nacht habe ich fürchterlich geweint, weil ich mich so geschämt habe. Das vergisst man ein Leben lang nicht. Aber Professor Klein hat mich trotzdem geschätzt. Vor allem nach einem Deutschaufsatz zum Thema ‚Der Staat‘. Ich weiß heute noch genau, was ich geschrieben habe. Ich habe geschrieben: ‚Der Staat ist im Einzelnen ohne Bedeutung. Sein Wert liegt in der Einheit der Nationen.‘ Dafür habe ich einen Einsler bekommen, und ich durfte zu Professor Klein als eine Art ‚Privatschüler‘ kommen. Er hat mein Interesse für Geschichte und Literatur geweckt - und dafür bin ich ihm bis heute dankbar.“ Dass er als „arischer Jugendlicher“ bei einem „Halbjuden“ Bücher auslieh, missfiel seinen Kameraden. „In einer Nacht- und Nebelaktion haben sie mir einen Sack über den Kopf gestülpt und mich fürchterlich vermöbelt. Das war die Strafe dafür, dass ich bei Professor Klein gewesen war, von dem ich so viel gelernt habe.“

Das Jahr 1945 brachte auch für ihn grundlegende Änderungen. Zunächst entkam er der Tyrannei des Heimes. Seine Mutter war der Fabrikarbeit entkommen und erzeugte in Heimarbeit für Feuerzeuge Dochte. Da sie nun eine kleine Wohnung hatte, konnte er zu ihr ziehen. Ende März rückte jedoch die Front näher: „Wir hörten ständig die Stalinorgeln von Görlitz her, und wir ahnten schon damals, dass wir nicht bleiben würden können. Mit den Benesch-Dekreten war dann die Vertreibung fix. Meine Mutter galt als Sudetendeutsche, ich als Österreicher. Bereits im Mai räumten die tschechischen Milizen unseren Straßenzug. Fürchterlich war das. 30 kg Gepäck durften wir mitnehmen, nicht mehr. Ich hatte mein HJ-Zelt in einen Seesack umfunktioniert. Auf dem Platz, wo wir antreten mussten, haben die Tschechen wahllos in das Gepäck hinein geschossen – und dann kam die schreckliche Bahnfahrt nach Zittau.“

K.P. war zum Zeitpunkt der Vertreibung dreizehn Jahre alt. Als Fluchtort hatte seine Mutter Vorarlberg ins Auge gefasst. In Koblach wohnte ihre Taufgotta Maria Amann (geb.

Schrammel), die sie mehrmals besucht hatte. Und noch einen Grund gab es für sie, in Richtung Ländle zu flüchten: Professor Klein hatte ihr ans Herz gelegt, sie möge dafür sorgen, dass der Bub, der beachtliche Lateinkenntnisse aufwies und 1940 getauft worden war, die Stella Matutina in Feldkirch besuchen könne. *„Daraus ist letztlich leider nichts geworden. Mir fehlten zwei Jahre Gymnasium – durch die Flucht musste ich das Gymnasium nach der 2. Klasse abbrechen. Nach Vorarlberg sind wir nach einer wahren Odyssee gelangt, aber für mich war es dann unmöglich, die Gymnasialjahre nachzuholen. Dazu haben die finanziellen Mittel einfach nicht gereicht. Wie gerne hätte ich die Stella besucht, aber das Schicksal hat es nicht gewollt. Aber wir mussten schließlich froh sein, dass wir mit dem Leben davon gekommen sind. Die Monate auf der Flucht, die kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Wie knapp wir dem Tod entronnen sind. Und wir sind nicht direkt nach Vorarlberg geflüchtet. Da hat es Zwischenstationen gegeben. Zittau – Dresden – Wien – Vorarlberg!“*

Beim Erzählen durchlebt K.P. die Schrecken der Flucht erneut. *„Ich war Augenzeuge, wie ein Soldat im überfüllten Zug von einer Frau eine Uhr haben wollte. Sie gab sie nicht her. Da hat er seine Pistole gezogen und kurzerhand abgedrückt! Vor meinen Augen! Und den Leichnam hat er aufgehoben und einfach hinausgeworfen! Ein menschliches Leben war damals nichts wert, man war der Willkür völlig ausgeliefert!“* Und völlig ausgeliefert war seine Mutter auch der russischen Soldateska im Zeltlager von Zittau. *„Wir waren in Zittau in Großzelten, die vom deutschen Roten Kreuz aufgestellt worden waren, untergebracht. Und dort ist es vermutlich passiert. Ich weiß es nicht mit hundertprozentiger Sicherheit, aber ich habe keinen Zweifel daran: Meine Mutter ist von einem russischen Soldaten vergewaltigt worden und war schwanger. Sie hat einen Abortus eingeleitet, an dessen Spätfolgen sie schließlich gestorben ist. Ab 1947 hat sie ständig geblutet und niemand konnte ihr helfen. Sie hatte Gebärmutterkrebs – mit nur achtunddreißig Jahren ist sie unter fürchterlichen Qualen verstorben.“*

Von Zittau ging es nach Dresden. Die Tage in der zerstörten Stadt waren grauenvoll. *„Das kann sich der Mensch kaum vorstellen. Als Historiker wissen Sie: In der Nacht vom 13. und 14. Februar 1945 und bei Tagangriffen am folgenden Tag durch die alliierten Luftstreitkräfte wurde diese Stadt weitgehend dem Erdboden gleichgemacht. Dabei war die Stadt damals unverteidigt und mit Flüchtlingen überfüllt. Musste das sein? Tausende und Abertausende Tote. Wir kamen im Juni nach Dresden. Trümmer, ausgebrannte Ruinen – und Bauchtyphus. Das Grauen ist mit Worten nicht zu schildern.“*

Mit einem Flüchtlingstreck ging es weiter. *„Wir wollten Richtung Wien. Aber es ging nichts mehr. So mussten wir zu Fuß weiter. Und bei Hof war die Demarkationslinie zwischen den Russen und den Amerikanern. Die Nacht an dieser Grenze werde ich mein Lebtaglang nicht vergessen: Wir waren zu fünft. Meine Mutter, Steffi, eine Freundin von ihr, zwei frontierfahrene Landser aus Norddeutschland und ich. Ohne die beiden alten Kriegshasen hätten wir diese Nacht nicht überlebt. Wir standen in dieser stockdunklen Nacht unter einem Viadukt im Wasser. Der mitgenommene Wäschekoffer löste sich im Wasser auf, sodass meine Mutter meinen Seesack ausgeleert hat. In ihm waren meine Bücher. Ich wollte meine Latein-, Deutsch-, Geographie- und Geschichtsbücher retten. In dieser Nacht sind sie davongeschwommen. Die Russen wollten Grenzübertritte verhindern und schossen wahllos drauflos. Um fünf Uhr sind wir dann im Sprunglauf über die Autobahn gehetzt. Der Seesack mit Wäsche war so schwer, dass meine Mutter kaum drüber gekommen ist. Die Landser haben uns einzeln in den Graben auf der amerikanischen Seite hinübergebracht.“*

Doch auch in Hof herrschte das absolute Chaos. *„Drei Tage lang blieben wir ohne jedes Essen. Da ich Englisch konnte, versuchte ich mein Glück bei einem amerikanischen Soldaten etwas Essbares zu ergattern. Doch der hat nur vor mich hingespuckt. Welcher Hass muss gegen ‚die Deutschen‘ bei ihm vorhanden gewesen sein! Die ehemaligen KZ-Insassen wurden bevorzugt weiterbefördert, wir hatten dann das*

Glück, auf einem offenen Lastwagen mit Anhänger nach Nürnberg mitgenommen zu werden. Dort, wo der ‚Führer‘ einst seine inszenierten Parteitage abgehalten hatte, gab es nur noch Schutt: Der Bahnhof war eine Schutthalde – und dazwischen wir im Regen. Denn als wir ankamen, schüttete es tagelang. Doch mit einem Zug ging es schließlich weiter über Regensburg nach Passau und von dort an die österreichische Grenze.“

An dieser Stelle kann der Erzähler seine Tränen nicht mehr unterdrücken. „In Schärding ist meine Mutter mit mir in eine Kirche gegangen. Sie war nicht sehr fromm, sie hatte mit der Kirche nichts am Hut. Aber dort sagte sie zu mir: ‚Junge, wir sind endlich zu Hause!‘ Und wir weinten beide.“

Doch „zu Hause“ waren die beiden noch lange nicht. Über Linz – das in der russischen Zone lag – erreichten sie Ende August Wien. Doch der Aufenthalt beim Großvater währte nur kurz. „Er konnte uns auch nicht helfen. Wir drei – die Mutter, ihre Freundin und ich – blieben nur vier, fünf Tage dort. Denn es gab einfach nichts zu essen. Deshalb packten wir unsere Habseligkeiten zusammen und mit Hilfe einer Tschechin, die meine Mutter kennen gelernt hatte, konnten wir wieder die russische Zone verlassen. Über Hochfilzen sind wir zu Fuß weitermarschiert, irgendwo sind wir wieder in einen Zug eingestiegen und am 1. September 1945 haben wir in der Nacht Koblach erreicht. Wir mussten uns in der Dunkelheit zur Gota schleichen, denn wir hatten keine gültigen Papiere. Die ganze Zeit hatten wir keine gültigen Papiere! Deswegen hatten wir auch vor den französischen Soldaten, den Marokkanern, Angst. Ein Leben ohne Papiere war äußerst schwierig. Uns durchzufüttern war für die Gota eine fast unmögliche Aufgabe. Aber der Koblacher Bürgermeister Georg Längle hat es für uns gerichtet: Wir haben Essensmarken bekommen, und er hat uns ordentlich angemeldet. Jetzt waren wir wirklich zu Hause.“

Doch für den dreizehnjährigen Knaben stehen bittere und konfliktreiche Jahre bevor. In der Pubertät ringt er mit seiner kränkelnden Mutter, und er erfährt, dass Lehrjahre keine Herrenjahre sind. Und ein Thema beschäftigt K.P. ganz be-

sonders. „Wie wäre mein Leben verlaufen, wenn mich der Krieg nicht am Besuch des Gymnasiums gehindert hätte? Wie für viele in meiner Generation haben die Kriegswirrnisse, Vertreibung und Flucht einen Bildungsunterbruch gebracht. Heute gibt es Umstiegsmöglichkeiten im Bildungsbereich – aber damals? Ich wurde in Koblach noch einmal eingeschult. Ich besuchte die Volksschule und habe dort meinen Abschluss gemacht. Lehrer Benz war ein guter Pädagoge, aber es stört mich heute noch, dass ich nicht maturieren konnte. Der Traum von der Stella blieb ein Traum. Es war einfach kein Geld vorhanden, ein weiter führender Schulbesuch war unmöglich.“

Und so wurde der bildungswillige Gymnasiast aus Reichenberg Hirtenbub im Schwefelbad in Hohenems. „Die ersten Nachkriegsjahre waren im Allgemeinen kein Honiglecken. Aber als Hütebub ist es mir dort richtig schlecht gegangen. Das Essen war wirklich nicht ‚dick‘, ich kann sagen, ich hatte fast Hunger. Hašeks Soldat Schwejk hätte gesagt: ‚Das Essen war gut, aber es reichte nicht für mich.‘ Und deshalb habe ich mich – ohne meine Mutter zu fragen – nach einem anderen Platz umgesehen. So bin ich bei Rudolf Spiegel am Bach gelandet und habe Schafe gehütet, denen ich fast bis nach Lustenau nachlaufen bin. Zumindest ein ausreichendes Frühstück hat es gegeben, aber die Verpflegung tagsüber war sehr unregelmäßig. Und wenn man als Hirtenbub nicht aufgepasst hat, dann hat es schon einmal Schläge gegeben. Wie damals, als mir die Schafe in den Rübenacker geraten sind.“

Ps. Mutter war in dieser Zeit Offiziersköchin bei den Franzosen in Feldkirch. Im Jahre 1947 suchte der Zimmermann Elias Ender aus Mäder eine Haushälterin. Sie bekam die Stelle und heiratete bereits im folgenden Jahr ihren Arbeitgeber. „Es war für mich eine schwierige Lebensphase. Ich sollte eine Lehrstelle bei der Bäckerei Schnell antreten. Aber Bäcker war das Letzte, was ich werden wollte. Ich landete dann beim Bürstenmacher Altmann in Hohenems und von dort bin ich bei Nacht und Nebel in den Bregenzer Wald gegangen und habe im Sägewerk bei Rudolf Natter gearbeitet.“

Der frühe Tod der Mutter stellte eine tiefe Zäsur dar. „Ich war nun allein, ich war ein Vollwaise, hatte niemanden mehr, denn bei meinem Stiefvater wollte und konnte ich nicht bleiben. Zum Glück habe ich meine Frau Bernhardina, eine „Urmäderin“, kennen gelernt. Dann ist alles schnell gegangen: Ich war zwanzig, meine Frau ein Jahr jünger. Am Todestag meiner Mutter, am 9. August 1952 haben wir im Gallusstift in Bregenz geheiratet. Das ganze Dorf hat gemault. Sie war in anderen Umständen, und darüber haben damals noch die Leute das Maul zerrissen. Besonders Pfarrer Gächter hat uns schief angeschaut.“

Die junge Familie wohnte mit ihren beiden Kindern in sehr bescheidenen und beengten Verhältnissen in Untermiete, dann erwarb N.N. in Altach das 300 Jahre alte „Susanna Hüsle“ (Kirchstr. 7). „Diese Jahre waren keine guten Jahre, die kann man abhaken“, sagt er. Von 1954 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1990 arbeitete er als Grenzgänger in der Schweiz in der Stickerei. „Meine Frau wollte im Dorf bauen. Die Grundstückspreise waren sehr niedrig. 1964 haben wir mit viel, viel Eigenleistung mit dem Bau des Einfamilienhauses begonnen, in dem wir heute leben. Drei Jahre lang haben wir wirklich geschuftet, bis wir einziehen konnten. Schichtarbeit – und dann auf den Bau. Mit einem Maurer haben wir den Rohbau hochgezogen. Von der Bank haben wir keinen Kredit erhalten. So war ich völlig in den Klauen meines Chefs, der die Notlage ausgegützt hat. Und auch nach dem Einzug ist es weiter gegangen. Richtig fertig wird man ja nie! Heute merke ich diese Schinderei im Kreuz, ich habe von damals ein Rückenleiden. Denn auch der Garten hat viel Arbeit gegeben. Und bei mir musste alles immer in Ordnung sein. Bevor ich in die geliebten Berge gegangen bin, musste der Rasen gemäht sein.“

Über seine Stellung in der Gemeinde sagte er: „Die ‚Altmäderer‘ waren konzilient, das war ein separates Völklein, dem der Most und der Schnaps am nächsten stand. Bei einer Fronleichnamsprozession hat Pfarrer Gohm die Gaffer in der ‚Krone‘ einmal als ‚Mosttröttel‘ beschimpft... Viele mussten auspendeln, um den Lebensunterhalt zu verdienen. Und dann ist man am Sonntag im Gasthaus gesessen und hat

debattiert. Zwar habe ich mich schnell an den Dialekt gewöhnt, doch manchmal bin ich ins Hochdeutsche verfallen – und da haben sie mir den Spitznamen ‚Dr. N.‘ verpasst.“

Bei diesen Stammtischdiskussionen gaben die „Kameradschaftsbündler“ den Ton an. „Mit meiner pazifistischen Grundhaltung bin ich allerdings oft schlecht angekommen. Aber ich habe in meiner Jugend so viel Schreckliches gesehen, dass ich den Krieg zu hassen gelernt habe. Und das habe ich nie verhehlt. Damit war ich allerdings in einer Außenseiterposition. Ich habe zum Beispiel gesehen, wie in Reichenberg ein Neunzehnjähriger als Deserteur erschossen wurde. Die ‚Kettenhunde‘ der Militärpolizei haben ihn aus dem Zug herausgeholt. Dann mussten alle vier Fähnlein – 120 Mann – zu einem Appell antreten und er wurde vor meinen Augen exekutiert. Diesen Anblick habe ich nie vergessen können und er hat mich in meinen pazifistischen Grundgedanken gestärkt.“

Die Konflikte mit den alten Kameradschaftsbündlern, die im Dorf den Ton angaben, haben ihn fast zermürbt und diese Diskussionen um die Wehrmacht haben zu einem gewissen Rückzug aus dem Dorfleben geführt. „Ab 1967 bin ich dann in die Berge gegangen ...“ Und an dieser Stelle möchte ich abbrechen ...

Neuankömmlinge hatten es immer schwer. Und eines wurde von allen gefordert: sich anzupassen. Junge, belastbare und fügsame Arbeitskräften waren gewünscht, die bei Nicht-Bedarf wieder ins Ursprungsland zurückgeschickt werden konnten. Dies hatte weitgehende Auswirkungen auf deren Lebensperspektive und deren Integrationsbemühungen. Die Mehrheit der Arbeitsmigranten plante keinen ständigen Aufenthalt in Vorarlberg, die ökonomischen Realitäten prolongierten jedoch die Anwesenheit im Lande und machten eine Rückkehr in die Heimat für die meisten unmöglich. Mit der Familiennachholung bzw. mit Eheschließungen im Zuwanderungsland veränderten sich ihre Lebenspläne. Sie wurden notgedrungenerweise mit der Zeit „Vorarlberger“ oder „Vorarlbergerin“.

Die ausgewählten exemplarischen Lebensläufen, die „Zuwanderer(innen)biographien“, zeigen, wie differenziert dieses Land zu betrachten ist: Altach unterscheidet sich von Tosters, Mäder ist – auf Grund der unterschiedlichen Migration – anders als z.B. Götzis.

Als Markus Barnay 1988 seine Studie „Die Erfindung des Vorarlbergers. Ethnizitätsbildung und Landesbewusstsein im 19. und 20. Jahrhundert“ veröffentlichte, war die Entrüstung in Teilen der so genannten „Landeselite“ noch groß: Das Buch rüttelte an einem Quasi-Dogma des Landesselbstverständnisses, nämlich daran, dass hier „Alemannen“ leben und die Kultur in diesem Land von ihnen geprägt wird. Das „alemannische Ländle“ und der „Alemannen-Mythos“ gehörten auch zum weitgehend unhinterfragten Repertoire der Landesgeschichtsschreibung. Das hat sich geändert, der Mythos ist zumindest im wissenschaftlichen Diskurs gebrochen – und dennoch lohnt es sich in Zusammenhang mit der Zuwanderungsgeschichte – und den damit verbundenen gesellschaftlichen Veränderungen – auf diese „Alemannen-Geschichte“ einen Blick zu werfen.

Die Forscher waren sich über den Ursprung der Vorarlberger/innen in der 1. Hälfte des 20. Jhs. durchaus nicht einig. Bei Barnay heißt es: „Wir finden also in Vorarlberg nach Ansicht der verschiedenen Forscher neben übereinstimmend festgestellten Alemannen, Walsern, Rättern und Romanen: Reste einer rätisch-alpinen Bevölkerung mit gallischen Einflüssen, Venetoillyrier, Kelten, Ligurer, Spuren von Lenzerschwaben, Juthungen, Goten, Franken, Thüringern, Tirolern, Bayern und Paduren, Angehörige der alpinen und ostischen ebenso wie solche der dinarischen Rasse nebst entsprechenden Mischungen, sowie echte Arier, Nachkommen einer *Pfahlbau-Rasse* und Abkömmlinge der mediterranen Rasse.“

Als „uralemannisch“ galten die Bregenzerwälder. Alois Hildebrand Berchtold wollte es genau wissen und untersuchte 1931 „das Volkstum in Vorarlberg“.

Um die „deutsche Stammeseigenart“ aus der Nähe zu betrachten, begaben sich Berchtold und ein Forscherkollege vor Ort: „Um ihre Köpfe zu studieren, betraten wir einen kleinen Viehmarkt, der soeben stattfand. Während sie das schöne Braunvieh mit Kennerblicken maßen und betrachteten, betrachteten und maßen wir zwei ihre seltsam geschnittenen Köpfe und Gesichter: strenge Linien, edle Züge, durchgeprägte Charaktere, lässige oder bewußtsichere Haltung, mit nordischen, dinarischen und einigen alpinen Köpfen. Der Langkopf fehlt hier fast ganz, wie überhaupt in Vorarlberg und seiner Umgebung. Der Typen sind mehrere, darunter auch ein dunkler, fast schwarzer, aber die Reinzüchtung der verschiedenen Typen ist überall spürbar.“

Aus Berchtolds Bericht geht nicht hervor, ob er auch versuchte, einen reingezüchteten Bregenzerwälder zu kaufen. Doch er trifft eine erstaunliche Feststellung: „Dem Bregenzerwald angeschlossen ist der Vorderwald, bestehend aus fünf Gemeinden. Er ist völkisch und rassisch ganz anders geartet als der Hinterwald.“

Mit Hilfe wissenschaftlicher Methoden – statistische Angaben zu Körpergröße, Schädelform, blonder und brauner Typ – näherte sich Hermann Gsteu den „somatischen Eigenschaften“ der Vorarlberger im Jahre 1932: Die Ergebnisse der Studien waren allerdings ernüchternd: „Im Bregenzer Walde herrscht der blonde hellhäutige Typ vor; die vielen Rotblonden müssen einem jeden Besucher auffallen, wenn es auch nicht immer Langschädel sind. Besonders die Schuljugend zeigt einen erheblichen Satz von Blondem, Blauäugigen und Hellhäutigen, wogegen die Erwachsenen immer dunkler werden. Das südliche Vorarlberg spiegelt in den braunen Typen die rätomanische Bevölkerung wider. Auffallend ist, daß die Montafonerinnen durchweg besonders dunkel gefärbt sind. [...] Auch unter den Walserinnen begegnen uns neben echten deutschen Gesichtern einzelne Gestalten, die äußerst fremd erscheinen. [...] Im wesentlichen zeigt das Aussehen der Walser aber deren germanische Abkunft.“

Diesen „Rassenforschern“ ist es trotz aller Bemühungen nicht gelungen, schlüssige Theorien über die Abstammung der Vorarlberger zu entwerfen und zu belegen. So blieben letztlich nur zwei Möglichkeiten: Entweder man akzeptierte, dass von einer eindeutigen oder gar einheitlichen Abstammung der Vorarlberger überhaupt keine Rede sein konnte und dass vor allem die Zugehörigkeit zur „germanischen Rasse“ mehr hoffnungsvolle Spekulation als gesicherte Erkenntnis war. Oder man verzichtete auf wissenschaftliche Gründlichkeit und entschied sich für eine Version, die zwar nicht stimmte, aber schon lange genug verbreitet worden war, um plausibel zu klingen. Letzteres machten die Vertreter der politischen und publizistischen Öffentlichkeit. Dabei einigten sie sich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner, der etwa folgender Aussage von Landeshauptmann Dr. Otto Ender entsprach: *„Der Abstammung nach überwiegt das Alemannentum; der südlichste Teil war ehemals romanisch, ist aber längst germanisierte Bevölkerung“*.

Genug damit: Ich erspare Ihnen jetzt den Exkurs zu Grabherr und Veiter und die Darstellung des Alemannenmythos und seine Auswirkungen in der Landespolitik bis in die 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts!

Für die vielen Steirer und Kärntner Zuwanderbiographien steht jene von Rudolf Czizegg (Jahrgang 1933). Er kam am 21. September 1953 nach Altach. Er gehört jener Minderheit von Arbeitsmigranten an, die nicht im Baugewerbe oder in der Textilbranche tätig war. Sein gelernter Beruf war Frisör.

Als Neunzehnjähriger verließ er seinen Geburtsort Kindberg in der Steiermark, um im „Goldenen Westen“ Arbeit zu suchen. Über Annoncen in der Lokalzeitung wurden die hervorragenden Arbeitsplatzchancen in Vorarlberg angepriesen. Seine Ankunft im „Ländle“ schildert er folgendermaßen:

„Ich bin die Nacht mit dem Zug durchgefahren und bin um ca. 6 Uhr in der Früh in Hohenems angekommen. Dort habe ich den Bahnhofsvorstand gefragt, ob er einen Frisör wis-

se, der Arbeit habe. Er sagte mir, geradeaus in der Nähe sei einer, ich solle ihn einfach fragen. Ich wartete bis kurz nach 7 Uhr und läutete dann beim Frisör Alois Fenkart. Zu meiner großen Überraschung musste ich – es war Samstag – sofort anfangen und den ganzen Tag durcharbeiten! Aber noch größer war meine Überraschung am Sonntag. Ich war evangelisch – das sagte ich jedoch nicht! Der Meister weckte mich zeitig in der Früh und ich musste mit ihm in die Kirche gehen. Nach der Kommunion zupfte er mich am Ärmel und wir gingen ins Geschäft zurück. Dort warteten schon die ersten Kundschaften und so stand ich wieder im Einsatz. Jetzt wusste ich, was ‚schaffa‘ bedeutete und für mich fing eine harte Zeit an. Aber schließlich war ich ins Ländle gekommen um etwas zu verdienen. Und das tat ich nicht schlecht ...“

An seinen Lohn kann er sich heute noch gut erinnern: *„Ich verdiente 200 Schillinge in der Woche und durfte beim Meister wohnen.“* Diese Wohnmöglichkeit brachte jedoch nicht nur Vorteile mit sich. Damit war auch eine strenge Kontrolle der Lebensgewohnheiten verbunden. Allerdings machte sich der Neuankömmling auch wenige Illusionen über seinen sozialen Status: *„Meine Situation war mir klar: Du bist ein Fremder, der nichts hat und du musst dich anpassen. Und natürlich war ich zunächst sehr allein. Am Montag hatte ich frei, aber ich kannte niemanden, wirklich niemanden. Mein größtes Problem war in der Eingewöhnungszeit sicherlich die Sprache, denn ich verstand zunächst kaum etwas.“*

Im Jahre 1953 wechselte er nach Altach. Beim neuen Meister blieb er acht Jahre. Zunächst wohne er mit acht anderen Kostburschen, ebenfalls „Innerösterreicher“, zusammen. Die sozialen Kontakte beschränkten sich zunächst auf *„innerösterreichische Binnenkontakte. Zu den ‚Altachern‘ hatten wir sehr wenig Beziehung. Die Einheimischen hatten die Auffassung, ‚Hast nix, bist nix‘, aber sie waren bis zum Aufkommen der Stickerei in den sechziger Jahren ja selber arm. Mit den Jungen entwickelte sich mit der Zeit ein besseres Verhältnis.“*

Da der gelernte Frisör wegen des Verdienstes nach Vorarlberg gekommen war, begann er nebenbei in der Stickerei als Nachseher zu arbeiten: *„Das hieß 14 oder 15 Stunden Arbeit pro Tag. Aber wenn man jung ist, hält man das aus. Schließlich bin ich hierher ja nicht zum Faulenzen gekommen. Und wenn du fremd bist, mußt du doppelt so viel arbeiten. Da man in der Stickerei damals sehr gut verdiente, wurde sie mein Hauptberuf.“*

In Altach lernte er seine Frau Christine, die wie er aus der Steiermark (aus Fronleiten) stammte, kennen. Seit ihrer frühesten Jugend kannte sie materielle Not und Armut: Ihr Vater, Maurer von Beruf und Sozialdemokrat aus Überzeugung, war in den Dreißigerjahren jahrelang arbeitslos und konnte seine vielköpfige Kinderschar kaum ernähren. Eine Schwester war bereits in der Textilfabrik Albert Ender & Co. beschäftigt und lockte sie mit ihrem Verdienst nach Altach. *„Ich wollte nach der ersten Woche schon wieder weg, aber als ich beim ersten Zahltag mit den Überstunden 600 S bekommen habe, da fühlte ich mich tatsächlich im ‚goldenen Westen‘. Jetzt konnte ich mich mit dem Gedanken des Bleibens anfreunden, trotz des Zimmers ohne Heizung, trotz der Sprache, die ich nicht verstanden habe. Anfangs war es schon sehr hart hier in Altach. Ein Glück war für mich Käthe Aberer, die aus Hohenems hierher gezogen war. Weil sie selbst ‚fremd‘ gewesen ist, hatte sie so viel Verständnis für uns Zugezogenen. Bei ihr bin ich untergekommen. Sie ist die Güte selbst gewesen, ein richtiger Mutterersatz.“*

Als Rudolf Czizegg seine künftige Gattin kennen lernte, war er in Altach in dreifacher Hinsicht als „Fremder“ ausgegrenzt: Er stammte aus einem ausgesprochen sozialdemokratischen Milieu und war deshalb ein „Roter“, er war als Steirer ein „Nichtalemanne“ und gehörte als Protestant in einer katholisch dominierten Umwelt zu einer religiösen Minderheit. Sein zentraler Erinnerungssatz heute: *„Die Jugoslawen und die Türken wurden in den sechziger Jahren wesentlich besser aufgenommen als wir ‚Innerösterreicher‘ in den Fünfzigern. Denn Altach war damals noch eine sehr geschlossene Gesellschaft, in der es die Fremden nicht leicht hatten.“*

Dass es *„im Dorf besser war, katholisch zu sein“*, merkte er bei seiner Verehelichung mit seiner katholischen Frau. Besonders die Familie seiner Schwägerin, die in Altach einen Unternehmer geheiratet hatte, wollte das *„Mischenproblem“* gelöst sehen. Auch der Pfarrer *„wollte wegen der Kinder eine katholische Hochzeit. Mir machte es nichts aus, und die zwei Kinder wurden dann eben katholisch erzogen. Als Neuankömmling muss man eben Kompromisse schließen – in Vorarlberg vielleicht ein bisschen mehr als anderswo.“*

Ihm war von allem Anfang an klar, *„dass er einem ungeheurer Anpassungsdruck gerecht werden musste. Denn um im Dorf akzeptiert zu werden, musste man ‚körig si‘, und das hieß, nicht aufzufallen.“* Um ein „koriga“ Altacher zu werden, benötigte Herr Czizegg nach Eigeneinschätzung *„so 15 bis 20 Jahre“*. Dass man „Unterdörfler“ war, habe man im Alltag schon ein bisschen zu spüren bekommen. Heute mit Augenzwinkern: *„I bi körig worra!“*

Kurt Greussing behandelt in seinem Vorwort zu *„Vom Wandern und Ankommen“* wichtige Grundaspekte der Arbeitszuwanderung, vor allem von Menschen aus Nicht-EU-Ländern.

In den vergangenen Jahren hat sich mit den nach Vorarlberg zugewanderten Frauen und Männern aus Nicht-EU-Ländern ein stiller, aber revolutionärer Wandel vollzogen: Ihre Aufenthaltsperspektive hat sich stabilisiert. Aus weitgehend beliebig disponierbaren Verschubmassen der Konjunkturen sind Menschen mit Aufenthaltsrecht, ja vielfach österreichische Staatsbürgerinnen und Staatsbürger geworden. Die Frage ist nur: warum sind sie dann – im populären Diskurs ebenso wie in der öffentlichen Rede – immer noch „Ausländer“, „Fremde“, „Türken“, „Jugos“, und eben nicht wie der große Rest: „Vorarlberger“?

Die Wandernden sind angekommen, aber in den meisten Fällen noch lange nicht als „Vorarlberger“ zu Hause. Die Ankunftsbereitschaft bei zahlreichen Migrantinnen und Mig-

ranten ist merklich größer als die Empfangsbereitschaft der Aufnahmegesellschaft. Für diese Tatsache spielt die veröffentlichte Meinung eine nicht unwesentliche Rolle.

Mit der Verfestigung der „Gastarbeiter“ als Teil der Vorarlberger Sozialstruktur in den 1980er Jahren – aus Zuwanderern wurden nach und nach Einwanderer, auch wenn die Aufenthaltsperspektiven und -rechte des Einzelnen nach wie vor völlig unsicher waren – änderte sich auch der Blick etlicher Historiker auf die Migrantinnen und Migranten. Bahnbrechend waren hier etwa der Bludener Geschichtsverein unter der Verantwortung von Manfred Tschakner.

Die nun folgende Befassung mit Zuwanderung – auf Seiten kritischer („alternativer“, „linker“) Historiker ebenso wie, noch wichtiger, auf Seiten der Vertreter der Zuwandererminderheiten selbst – war durch mindestens drei Elemente gekennzeichnet:

- durch eine Sicht auf die eigene Geschichte auf der Basis einer Neuerschließung von Quellen und nicht auf der Grundlage von kolportierten Geschichten und Vorurteilen;
- durch ein offensives Bekenntnis zur Existenz als Zuwanderergruppe;
- und durch ein wachsendes – und öffentlich artikuliertes – Bewusstsein von Vorarlberg als klassischem Einwanderungsland.

Am 27. Juni 1990 versammelten sich in Bludenz 350 ältere TrentinerInnen aus dem ganzen Land zu einem Treffen mit Landeshauptmann Martin Purtscher. Die Sensation dieser Veranstaltung war die Schluss-Passage in der Rede des Landeshauptmanns: *„Ich weiß, dass Ihren Eltern, Großeltern und Urgroßeltern, vielleicht auch noch Ihnen selbst in schwerer Zeit viel Unrecht getan wurde. Und als Landeshauptmann von Vorarlberg stehe ich nicht an, Sie heute noch im Namen des Landes für jede Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit um Verzeihung zu bitten.“*

Das erste Zuwandererfest fand im Herbst 1993 in Bregenz statt: Ein interkulturelles Fest organisiert von dem aus Obe-

rösterreich stammenden Vereinsreferenten der Stadt Bregenz, dem heute hier anwesenden Hans Kallinger. Es stand unter dem Motto „Unser aller Ländle“. Die Vorarlberger Landesregierung unter Landeshauptmann Purtscher widmete diesem Fest eine eigene Nummer des an alle Haushalte versandten „Vorarlberg-Berichts“ (Heft 75/1993).

Interessant sind die auf dem Titelblatt dieser Schrift aufgelisteten Zuwandererminderheiten: Walser, Trentiner, Südtiroler, Osttiroler, Oberösterreicher, Steirer, Kärntner, Burgenländer, Serben, Kroaten, Slowenen und Türken. Das Bregenzer Zuwandererfest wurde, im Zweijahresrhythmus, zur Tradition. Heute (2004) sind dort 17 ethnische Gruppen, die über eigene Vereine verfügen, vertreten – neben den bereits genannten unter anderen Filipinas, Marokkaner, Polen und Schwarz-Afrikaner.

Das Ungewöhnliche an dieser Entwicklung: Die Vertreter der „Trentiner“ oder „Welschen“ machten sich zum Motor für die öffentliche Präsentation der übrigen Zuwanderer-Minderheiten. Man kann die politische Wirkung solcher Feste nicht hoch genug einschätzen: Zum ersten Mal versteckten sich Zuwanderer nicht mehr oder identifizierten sich lediglich in ihren Traditionsvereinen als Migranten; sondern sie machten ihre Existenz als Zuwanderer öffentlich – und damit im Wortsinn politisch. Denn nun konnte jeder, auch der Vorarlberg-bornierteste Gemeinde- oder Landespolitiker, sehen: Es gibt Zuwanderer in diesem Land, und es gibt viele, sehr, sehr viele...

Der Erfolg des offensiven Auftretens der „Trentiner“ war also ein Paradigmenwechsel in der offiziellen Sicht der Vorarlberger Regierung auf die Landesgeschichte – weg vom Alemanno-Zentrismus, hin zur grundsätzlichen Akzeptanz Vorarlbergs als eines recht bunt gemusterten Zuwanderungslands.

Auswirkungen solcher Schritte, in Form einer Verbesserung der Situation der Migranten, setzten freilich nur langsam ein (etwa die großzügigere Regelung der Aufenthaltsgewäh-

rung und der Vergabe von Staatsbürgerschaften) oder blieben bis heute weitestgehend aus (etwa eine ausreichende Sonderförderung lern- und sprachschwacher Migrantenkinder im Normalschulsystem). Aber die Zeit, da Zuwanderer gleichsam als Ausschlag am „Volkskörper“ klassifiziert wurden, den man tunlichst wieder loswerden wollte, diese Zeit begann zu vergehen.

Nur langsam allerdings ist sie vergangen, und unter heftigen öffentlichen Auseinandersetzungen. Ein Hauptthema war ab der Mitte der achtziger Jahre der Nachzug von Familienmitgliedern, also die Zusammenführung von Migrantenfamilien. Nicht alle, die die vollständige Kernfamilie als Krone der göttlichen Schöpfungsordnung betrachteten, wollten diese Idee auch auf Arbeitsmigranten angewendet wissen. *„Die Notbremse hat gegriffen: ‚Türken-Invasion‘ gestoppt“*, titelten etwa die „Vorarlberger Nachrichten“ vom 27. Jänner 1987, dabei den damaligen Landesstatthalter Siegfried Gasser zitierend, der sich so in einem VN-Gespräch ausgedrückt haben soll. Vorarlberg werde, so argumentierte er, von Türkenkindern *„überschwemmt“*, was sich daraus ergebe, *„dass zwar über 15.000 Türken hier leben, aber nur 6078 Beschäftigte mit türkischer Staatszugehörigkeit hierzulande ausgewiesen sind“*. Mit anderen Worten: Das Problem bestand für den christlichen Politiker und die „Vorarlberger Nachrichten“ darin, dass jeder in Vorarlberg beschäftigte Türke beziehungsweise jede Türkin mit exakt 1,5 nicht beschäftigten Angehörigen eine Familie zu bilden versuchte.

Solches Denken war nicht das Privileg allein von ÖVP-Politikern ... Im November 1992 kam das FPÖ-Ausländervolksbegehren. Im Rückblick war die dadurch ausgelöste Debatte – und der relative Misserfolg des Volksbegehrens mit einer gesamtösterreichischen Unterzeichnerquote von 7,4 Prozent der Wahlberechtigten – ein wichtiger Schritt zur Formierung von Kräften, selbst in SPÖ und ÖVP, gegen die integrationsfeindliche Ausländerpolitik der Großparteien und gegen den ausländerfeindlichen Populismus der Haider-FPÖ.

Die öffentliche Befassung mit dem Thema Zuwanderung war also alles eher als unumstritten. Umso wichtiger war der langsame, doch spürbare Paradigmenwechsel der Vorarlberger Landespolitik in dieser Frage – egal, ob er von guter Einsicht, von der Sorge ums Wählerpotential oder von beidem motiviert war.

- Erinnerung sei an die „KultUrsprünge“ von „Gaul“ Gabriel in den Jahren 1991 bis 1994.
- An den Aufbau des Jüdischen Museums Hohenems.

Greussing weist allerdings zu Recht darauf hin, dass meine Darstellung der Zuwanderung „einseitig“ sei: Sie schildere diejenigen, die – wenn auch unter Leid und Schwierigkeiten – es geschafft haben „anzukommen“. Es sind die glücklich „Angeworbenen“ – allen Mühen der Wanderung zum Trotz. Nicht alle haben es geschafft wie Kundet Surdum, aber dennoch ...

Nicht geschildert werden jene, die zurück mussten – weil sie sich nicht mehr gesund genug fühlten oder es (oft) auch nicht mehr waren und die die besten Jahre ihres Lebens dem Glücksspiel der Aus- und Zuwanderung (erfolglos) geopfert haben; sie waren die Verschubmasse der Konjunkturen. Ihre Lebensträume und –perspektiven sind zerbrochen. Wie es ihnen in der Türkei ergangen ist, wäre eine spannende Forschungsaufgabe ...

Wie wurden damals also, in den Siebziger- und Achtzigerjahren, diese wahrscheinlich mehr als 10.000 Menschen (ArbeiterInnen und Angehörige) aus dem Land hinausgeworfen? Wie hat das funktioniert? Was waren die Instrumente zu dieser Behandlung der arbeitenden „Gäste“? Und vor allem: Wer alles hielt diese Instrumente in der Hand und hat sie angewendet?

Kurt Greussing hat z. B. sehr kritisch die Haltung des ÖGB unter die Lupe genommen und die Zahnrädchen, die ineinander greifen und griffen, analysiert:

- Das Arbeitsverfassungsgesetz.
- Das Ausländerbeschäftigungsgesetz.
- Das Aufenthaltsrecht.



„Wir hatten“– schreibt Greussing – „in diesem traurigen Spiel also folgende Akteure: ganz am Schluss den Gendarmen, welcher den ‚Schübling‘ bewachte und an die Grenze brachte; sodann den Betriebsrat, der den ‚Sozialvergleich‘ zugunsten der Inländer und auf Kosten der Ausländer durchführte; den Unternehmer, der die kalte Logik der kapitalistischen Betriebswirtschaft walten ließ und dem dieser ‚Sozialvergleich‘ zwar ein Dorn im Auge war, der den Migranten aber feuerte (oder feuern musste); die Sozialpartner (Gewerkschaftssekretäre und Unternehmervertreter), die Jahr für Jahr die Gastarbeiter-Kontingente für die einzelnen Branchen in Vorarlberg aushandelten; und ganz oben den Gesetzgeber, der auf Bundesebene dieses ganze Regelwerk – unter Mitwirkung des Österreichischen Gewerkschaftsbundes und der Bundeswirtschaftskammer – sich auszachte und in Kraft setzte.“

Heute hat sich die Situation der Arbeitsmigranten geradezu revolutionär verändert. Zum einen sind zahlreiche Arbeitsmigranten aus Ex-Jugoslawien und vor allem der Türkei österreichische StaatsbürgerInnen geworden: Allein in den Jahren 2001 und 2002 waren es jeweils rund 2.000 Türkinnen und Türken (samt Kindern), bei einer Gesamtzahl von rund 17.300, beziehungsweise 520 und 730 Ex-JugoslawInnen bei einer Gesamtzahl von rund 15.800. Gleichzeitig hat sich bei jenen, die (noch) türkische oder ex-jugoslawische StaatsbürgerInnen sind, die Rechts-situation hinsichtlich Aufenthalt und Arbeit gegenüber den 1980er Jahren massiv verbessert. Auch die Familie Sönmez aus der Türkei hat es geschafft.

Nuray Sönmez aus Mäder bemüht sich heute privat um die Integration der verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Das folgende Gespräch mit ihr wird uns Einblicke vermitteln, wie schwierig es für die Neuankömmlinge aus der Türkei vor dreißig Jahren war, Fuß zu fassen.

Ihre Biographie ist typisch für die Angehörigen der „zweiten Generation“. Es ist ein Leben in zwei Kulturen:

„Man ist wie dazwischen“, sagt Nurays Vater im „Mäderer Heimatbuch“. „Ich fühle mich heute als moslemischer Mäderer.“ Sein Bruder sei in den Siebzigerjahren – wie so viele – nach Deutschland weiter gezogen, weil die Löhne dort wesentlich höher gewesen seien als in Vorarlberg. Wenn er heute seinen Bruder besuche, wolle er nach einer Woche zurück nach Vorarlberg: „Obwohl ich türkisches Blut in den Adern habe, habe ich Sehnsucht nach Mäder, denn das ist meine Heimat geworden.“ Schwierig sei es bei Fußballspielen. „Österreich gegen Deutschland, da ist es klar. Mein Bruder ist für Deutschland, ich für Österreich. Bei Österreich gegen die Türkei bin ich neutral.“ Und in Nurays Wohnzimmer-schrank befinden sich beide Flaggen – in gleicher Größe.

Wie er sich verhalten würde, wenn seine Tochter einen Christen heiraten würde? „Gegen die Liebe kann man nicht ankämpfen. Ich zwingt niemanden zu etwas. Meine Kinder sollen den heiraten, den sie lieben. Ein anständiger Mensch muss es sein. Es ist doch so: Bei fünf Türken sind zwei schlechte dabei, das ist überall so. Und die bestätigen dann die Vorurteile: Stellt ein Türke etwas in Dornbirn an, dann heißt es gleich: So sind die Türken eben. Das ist einfach dumm, fürchterlich dumm! Aber was soll man dagegen machen? Ich habe oft Leute freundlich begrüßt, und die haben meinen Gruß nicht erwidert. Das hat mich schon sehr gekränkt.“ Eine „Mischehe“ wäre für ihn überhaupt kein Problem. „Warum auch?“

Natürlich sei auch die Frage, wo sie einst beerdigt werden möchten, noch ungeklärt. „Wo ich begraben werde, ist mir eigentlich gleich. Es muss nur nach moslemischem Ritus geschehen“, sagt Şahin. „Noch werden die Leichen meist in die Türkei zurückgeschickt. Sie haben hier gelebt, sie sind hier gestorben und werden dort, wo sie nur wenige Lebensjahre verbracht haben, beerdigt. Das wird sich mit der zweiten und dritten Generation ändern.“ Und Nuray ergänzt: „Deshalb brauchen wir bald einen moslemischen Friedhof oder zumindest die Einsicht, dass es kein Problem mehr ist, wenn wir in Richtung Mekka bestattet werden wollen! Unter einer Fahne sind wir auf die Welt gekommen, unter

einer anderen leben wir, hat mein Vater gesagt – unter welcher wir sterben werden, wissen wir noch nicht, füge ich bei ihm hinzu.“

Nuray Sönmez hat ein Gedicht geschrieben. Ich möchte sie bitte, es uns vorzulesen:

Nuray: „Ich habe es im Dialekt geschrieben, und es behandelt das Thema, über das wir gerade gesprochen haben. Ich habe ihm den Titel ‚Miteinander‘ gegeben, denn nur so kann man friedlich zusammen leben.“

Miteinander

Ungföhr vor drißg, vierzg Johr siand dia erste Türka do gsi. Ida Hoamt hons sie sich vo der Frou, Kiand, Eltara und Verwandta verabschiadat.

Mit a kle Häs im Koffer, a kle Breand i da Naylontäscha und a kle Geld im Sack, hot die Reise ins frömde Land agfanga. Nach zwo, drü Täg siand sie ako im Ländle. Ufgregt siand sie gsi, was sie alls gseha hond, anderst bauti Hüser, hellhütige, blondi Menscha, dia ena frömd agschout und üseri dia frömd agschout hond. Denn hons versucht an Dach überm Kopf zu fianda.

Mit da andra Landsmä hoans sie i a Gmeinschafts-Zimera gewohnt. Nocha onera Viele heat die Arbeitssuchi agfanga. Es war alles so schwer für sie. Ma hot Sproch net verstanda, unds Ikofa war am Schwirigsta, hons ned sega künna, was sie wella hond.

Mit Händ und Füaß honds sie sich zverständiga versucht. Jeder ischt jedem usm Weg ganga, alli bedi Sita hond da Kontakt zeinander vermida, jo halt weil ma anander net kennt hot. Sie heand sich denkt, mir sparend fest, denn gomma eh wider hoam. So isches aber net ko, wia sie sich vorgstellt hond. Ma hot sie as Leba do im Ländle gwöhnt. Denn hät ma langsam gegasitig zum Grüaßa agfanga und gseha, dass ma ko Angscht vo anander ha muss. Johre später hätt ma denn Kiand und Kegl uff a gholt. Sit dem leaben sie Seiti an Seiti mit der Vorarlberger zemma. Mir hond gseha, dass dia Vorarlberger ganz netti Lüt siand und natürli hond sie o

gseha, dass mir o ned so schlecht siand, wia sies gmoand hond. Usgeschlossa vo dr paar Lüt, egal welchara Rasse es o immer ischt, nemlich guti und schlechti giats überall, abr mir hoffen, dass dia guti in Überzahl siand. Wenn ma doch uf dieser Wealt friedlich miteinander leba ka, warum noh so feindselig zuanander si!